

Insel Verlag

Leseprobe



O'Connor, Nuala

Nora Joyce und die Liebe zu den Büchern

Roman

Aus dem Englischen von Eike Schönfeld

© Insel Verlag

insel taschenbuch 4842

978-3-458-68142-7

insel taschenbuch 4842
Nuala O'Connor
Nora Joyce
und die Liebe zu den Büchern



Nuala O'Connor

NORA JOYCE

UND DIE LIEBE ZU DEN BÜCHERN

Roman

Aus dem Englischen von

Eike Schönfeld

Insel Verlag

Originalausgabe: *Nora. A Love Story of Nora and James Joyce*,
Harper Collins, 2021

Erste Auflage 2021
insel taschenbuch 4842
Deutsche Erstausgabe

© Insel Verlag Berlin 2021

© 2020 by Nuala Ní Chonchúir

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung:

Designbüro Lübbecke, Naumann, Thoben, Köln

Umschlagabbildungen: istock by Getty Images:

Brücke & Häuser (anyaivanova),

Himmel (theevening); Trevillion Images:

Frau (Elisabeth Ansley)

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68142-7

Wie immer für Finbar

»Wo du auch bist, soll mir Irland sein.«

James Joyce, *Alphabetical Notebook*,

Eintrag unter »Nora«

»Sondern der Mensch ist zur Mühsal geboren,
wie die Funken sich erheben im Fluge.«

Hiob 5,7 (*Elberfelder Bibel*)

MUGLINS

Dublin

16. Juni 1904

Wir laufen die Liffey lang bis Ringsend. Der Fluss riecht wie ein Pisspott, der seinen Dreck ins Meer kippt. An einer Mauer bleiben wir stehen, Jim sieht mit seiner Matrosenmütze aus wie ein Schwede. Ich mit breitkrempigem Strohhut, meinem Versuch, die Provinz abzuwerfen.

»Dort draußen sind die Muglins Rocks«, sagt Jim und zeigt aufs Meer. »Die sind geformt wie eine Frau, die auf dem Rücken liegt.«

Er sieht mich verschlagen an, ob ich das auch in seinem Sinn verstanden habe. Das habe ich, und unsere Münder prallen aufeinander, und dann nur noch geschwollene Zungen, tiefende Spucke und unsere Körper aneinandergedrückt und ein eng geballtes Gefühl zwischen meinen Beinen. Seine Hände schweifen über mein Mieder und drücken zu, ich japse.

»O Jim«, mehr bringe ich nicht heraus, als ich von ihm zurücktrete.

»Du hast kein natürliches Schamgefühl, Nora«, sagt er, und da hat er auch schon sein Ding aus der Hose geholt und kommt damit in der Hand an, mit diesem einäugigen *maneen*, das er zweifellos sehr mag. Für mich sieht es aus wie eine Pflaume in einen Mantel geschmiegt.

»Kein natürliches Schamgefühl?«, sage ich. »Reg mich nicht auf. Glaubst du denn, weil ich eine Frau bin, fühl ich nichts, will ich nichts, weiß ich nichts?« Aber ich tippe kurz die Nase an seinen Hals, um seinen Geruch von schalem Porter und Zitronenseife besser einzusaugen. Mir völlig neu.

Jim kneift die Augen zusammen und grinst. Ich knie mich vor ihn auf die Erde, das Gesicht vor seinem zarten *maneen*, und

schaue zu ihm hoch; Jim schiebt die runde Brille die Nase hinauf, um besser sehen zu können, wie mein Mund sich um ihn schließt. Der Geschmack ist Salz und Wärme, die Empfindung dick und Tier. Ich sauge, aber nur kurz, dann gehe ich zurück und drücke ihm auf die ganze Länge Küsschen drauf. Ich stehe auf.

»So«, sage ich, »der Kuss war so schändlich wie der von Judas, und erzähl mir nicht, Jim Joyce, dass du nicht genau so einen gewollt hast.«

Ein Stöhnen. Natürlich will er noch das bisschen mehr, aber das soll für heute genügen, auf unserem ersten gemeinsamen Spaziergang. Wir küssen uns wieder, und er verweilt in meinem Mund, will seinen eigenen Geschmack auf meiner Zunge genießen. Seine Pfoten schweifen über mich, vorn und hinten. Ach, er ist ja so unerbittlich. Also knöpfe ich ihn auf, gehe mit der Hand in seine Unterhose und schlage kühle Finger um seine Wärme. Ein Ächzen. Ich mach's ihm langsam, langsam, schnell, bis er beglückt ist und meine Faust von ihm warm und nass.

»Du hast mich heute zum Mann gemacht, Nora«, sagt Jim, ein gehätscheltes Flüstern, und ich lächle. Es kommt nicht oft vor, dass ein Kerl so etwas sagt, und in mir steigt ein kleines bisschen Macht auf, ein kleines bisschen Freude.

Ich wische mich mit dem Taschentuch ab, und Jim richtet seine Kleidung. Ich halte ihm die Hand hin, und Jim nimmt sie, und wir gehen zusammen weiter.

THROWAWAY

Finn's Hotel, Dublin

20. Juni 1904

Ein Pferd namens Throwaway hat in Ascot den Gold Cup gewonnen. Das erzählt mir ein Mann, dessen Hotelzimmer ich gerade putze. Der Mann sollte eigentlich nicht im Zimmer sein, wenn ich da bin. Oder ich nicht, wenn er da ist. Eins von beiden. Aber ich bin so geschockt von dem, was er anhat, dass sich mein Hirn nicht für eins entscheiden kann. Der Mann trägt nur ein Unterhemd, und obwohl es ein langes ist, sieht's aus, als hätte er keine Unterhose an, und er redet mit mir, als wäre er im Dreiteiler und auch noch mit Hut. Ich stehe da wie eine *óinseach*, in der einen Hand einen Lappen, in der anderen eine Dose Bienenwachs, und versuche, nicht zu glotzen.

»Throwaway!«, sagt der Mann. »Ist das zu fassen?«

Der Mann klingt nicht wie ein Ire. Könnte Engländer sein. Vielleicht sogar Amerikaner. Seine Arme sind unter einem schwarzen Haarpelz weiß. Aus den Strähnen könnte man fast Zöpfchen flechten. Seine Miene ist düster, er wirkt wie eine Art Schmerzensvater. Seine nackten Beine sind krumm und dick wie bei einem Baby. Mein Gesicht ist sengend heiß, also drehe ich dem Mann den Rücken zu und schaue mich um, wo ich Lappen und Politur hinlegen kann.

»Außenseiter zwanzig zu eins, verflucht!«, brüllt er, wovon ich erschrecke. »Und mein ganzes Geld mit diesem verdammten Klepper Sceptre zum Fenster raus.«

Er lacht auf, ein freudloses Geräusch. Dann verstummt er, und ich höre ein Klicken; ich drehe mich um und sehe, wie der Mann mit einem Rasiermesser an seinem Handgelenk rumsäbelt.

»Sir, Sir!«, schreie ich.

Doch er ritzt weiter an seinem Arm, bis Blut fließt und ich zu

ihm hin renne. Es ist eigentlich nicht genug, um den Fingerhut einer Fee zu füllen, trotzdem hält er das tropfende Handgelenk hoch und heult und zittert, als würde er gleich sterben. Ich fasse ihn an den bebenden Armen und setze ihn aufs Bett, dann laufe ich los, den Portier holen, weil der bestimmt weiß, was zu tun ist. Aber als ich die Hintertreppe von Finn's Hotel hinunterpoltere, weht mir eine Stimme hinterher: »Throwaway läuft allen weg! Throwaway läuft allen weg!«, dazu ein lange Serie Gegacker. Ich reiße die Hintertür auf und renne in Schürze, Haube und so weiter, renne und renne, bis ich keinen Schritt mehr weiter kann. An der Mauer der Liffey dreht sich mir der Magen um, und ich leere mein Frühstück ins Wasser und sehe ihm nach, wie es Richtung Meer davonfließt.

IRLAND

Finn's Hotel, Dublin

16. Juli 1904

Für Jim bin ich Irland.

Ich bin inselförmig, sagt er, groß wie das Land selbst, klein wie die Muglins, eine Frau auf dem Rücken, gespreizt und hungrig, die auf ihren Liebsten wartet. Ich bin Kalk und Gras, Heide und Granit. Ich bin aufragende Nippel und Talritze. Ich bin die Regentropfen, die sich einsaugen, und das Meer, das die Küste umfasst.

Jim sagt, ich bin Harfe und Kleeblatt, Stamm und Königin. Ich bin Hochkreuz und gekröntes Herz, das zwei Hände halten. Ich bin Rasen, sagt er, und Wollgras. Ich bin die Sonne, die den Mond am Strick zieht, damit er über den Maamturk Mountains lächelt.

Jim stilisiert mich als seine verschlafene Nora. Sein Eichkätzchen wie bei Ibsen. Ich bin Piratenkönigin und Viehdiebin. Ich bin sein schlimmer kleiner Lump. Ich bin, sagt er, seine rotbraune Plünderin. Ich bin seine rühmliche Bernikelgans.

»Nora«, sagt Jim, »du bist Silbe, Wort, Satz, Wendung, Absatz und Seite. Du bist fette Vokale und pstendes Gezisch.«

»Nora«, sagt Jim, »du bist Erzählung.«

GANS

Galway

21. März 1884

Ich werde im Arbeitshaus in Galway geboren. Nora Joseph Barnacle haben sie mich genannt.

Mammy war unverheiratet und schon sechsundzwanzig, als Daddy sie in die Ehe lockte und ihr versprach, ihr Leben werde erblühen und aufsteigen wie das Brot, das er zu seinem Lebensunterhalt buk. Aber das Einzige, das erblühte, war Mammys Bauch, und alles, was aufstieg, war Daddys Hand mit dem nächsten Glas und dem nächsten zu seinem Schnabel. Als ich drei war und meine Zwillingschwestern zur Welt kamen, schickt Mammy mich zu ihrer Mutter, Oma Healy, in ihrem ruhigen Häuschen in Whitehall.

»Dass du eine Barnacle bist, daran ist nichts zu ändern«, sagt Oma, »sei aber immer stolz auf deine Healy- und deine Mortimer-Seiten.«

Trotzdem spannt sie, während ich aufwuchs, für mich weiterhin Geschichten bei Brot und Butter und bitterem Tee.

»Du bist ein Seevogel, Nora Barnacle. Aus einer Muschel geboren.« Sie beäugte mich über ihre Porzellantasse hinweg.

»Nicht aus einem Ei, Oma, wie andere Vögel auch?«

»Nein, gar nicht aus einem Ei, mein Schatz. Aus einer Muschel. Denn die Bernikel ist eine seltene, eine magische Gans.«

»Ich mag Magie.« Ich versuchte, meinen Tee so wie Oma zu schlürfen, herzlich, aber elegant. »Wo kommt die Muschel her?«, fragte ich.

Oma beugte sich näher zu mir, brach ein Stück Korinthenkuchen ab und steckte es mir in den Mund. Das andere kaute sie selbst und blickte dabei über meinen Kopf hinweg aus dem Fenster nach Whitehall, als hätte sie mich vergessen.

»Die Muschel, Oma?«

»Also, mein Mädchen, das ist das Merkwürdigste überhaupt. Die Muschel, aus der du kamst, wuchs wie eine Frucht am Zweig eines edlen Baums, der am Ufer der Galway Bay stand. Die Muschelfrucht wurde schwerer und schwerer, bis sie ins Meer fiel. Dort hat sie im Salzwasser gebadet, bis sie bei Salthill aufs Land gehüpft ist.«

»Du meinst, *unser* Salthill, wo wir die Promenade langgehen?«

»Genau das.«

Ich saß vor Granny und stellte mir eine Perlenmuschel vor, wie sie am Ufer liegt, genoppt wie die Muschelschale, die Onkel Tommy mir geschenkt hatte.

»Weiter, Oma. Erzähl mir mehr.«

»Diese wunderschöne Muschel platzte auf den Kieseln von Salthill auf, und drinnen war ein dunkelhaariges Baby, das war heiter und neugierig. Das Baby lächelte immerzu, und es hatte ein schlaffes Auge, das ihm ein weises und heiliges Aussehen verlieh.« Oma beugte sich zu mir her und legte mir einen kühlen Finger aufs Lid.

»Ich.«

»Ja, meine niedliche Nora, das warst du.« Oma stellt ihre Tasse hin. »An dem Tag ging deine Mutter über die Promenade von Salthill, und als sie die schöne Muschel sah, lief sie über den Strand dorthin. Beim Anblick des Babys darin, das zu ihr hinauflächelte, klatschte sie in die Hände. So glücklich war sie. Deine Mutter hob dich auf und ging mit dir nach Hause, mit ihrem kleinen Bernikel*gooseen*.«

Ich lehnte mich an die Stäbe des Stuhls. Führte die Porzellantasse an den Mund und ließ mir vom Tee die Zunge verbrennen.

»So ein Aufwand, bis ich geboren war«, sagte ich. »Vom Baum fallen und auf Wellen hüpfen und am Ufer landen und aus einer Muschel platzen, damit Mammy mich aufklaubt.«

Bloß um dann wie eine Gans auf der Messe verkauft zu werden, denke ich heute. Wär's da nicht besser gewesen, wenn ich auf natür-

lichere Weise in die Familie gekommen wäre, frage ich mich, statt mit einer ordentlichen Portion Heimlichkeit? Wenn ich das geschafft hätte, dann hätte Mammy mich vielleicht nicht zu Oma gegeben. Wenn ich das geschafft hätte, dann würde ich vielleicht immer noch bei meinen Schwestern und meinem Bruder wohnen und wäre ein Teil vom Haus in Bowling Green. Wäre ich auf natürlichere Weise ins Leben gekommen, dann würde Mammy ihr gooseen vielleicht richtig lieben.

HERZENSBALSAM

Finn's Hotel
August 1904

Montag. Ich liege im Bett und denke an Jim, wo ich doch schon auf und in Schürze und Haube sein müsste. Aber was soll's, ich stehe erst auf, wenn ich meine Phantasien durchgespielt habe. Meine Hände wandern unters Nachthemd, ich lege einen Finger in die Ritze und drücke; ich knete meine Tittchen und streiche mit den Handflächen über die Nippel, und immer hab ich dabei Jims liebes Gesicht fest vor Augen. Mehr als ihn brauche ich nicht im Kopf.

Gestern Abend, auf unserem Spaziergang nach Ringsend, hat er mir gesagt, eine Bekannte von ihm, bestimmt eine dieser Damen mit Geld, würde ihn »*farouche*« nennen.

»*Farouche*, Jim?«

»Wild, scheu.«

Von dem Wort schien er verletzt. »Aber ist deine Wildheit denn nicht eine deiner besten Seiten?«, sagte ich. »Macht die dich nicht zu dem Mann, der du bist?«

Und er stieß mich gegen eine Mauer und flüsterte mir immer wieder meinen Namen ins Ohr und nannte mich mit seinen Namen für mich: *Goosey*, *Sleepy-eye*, *Blackguard*.

Er sagte: »Ich mach dich zu meiner kleinen Fickmaus«, und als ich das hörte, entglitt mir der Verstand, und ich küsste ihn mit dem hell strahlenden Licht meines Körpers.

Jim sagt, ich soll ihm Briefe schreiben, aber meine Gedanken sind auf Papier steif – ich schreibe nicht gern; die Wörter fließen mir nicht so aus der Feder wie ihm. Ich bin wie die meisten mit zwölf von der Schule abgegangen, und seitdem hatte ich nicht viel Anlass, mehr als ein paar Zeilen zu schreiben. Aber Jim will

wissen, was ich denke, wenn wir getrennt sind, damit wir uns fester aneinanderbinden, aber mir scheint, als würde ich immer nur an ihn denken, und will er etwa Briefe lesen, die sich nur um ihn drehen? Vielleicht.

Ich steige aus dem Bett, nehme mein Papier und ein Buch, das mir hilft, den Brief zu schreiben – das brauche ich auch wirklich, denn ich weiß nicht, was ich sagen soll, und so sitze ich da und kaue mir die Finger ab und glotze auf das leere Blatt. Nach viel Geschreibsel und Zerknüllen verschriebener Blätter produziere ich ein paar Zeilen:

Liebster Jim,

bei Nacht fliegt meine Seele aus der Leinster Street in die Shelbourne Road, um sich mit Deiner zu verflechten. Jim, ich ertrage es nicht, von Dir getrennt zu sein, und mein Geist beschwört und herzt Dich jede Minute jeder Stunde, die ich meine Arbeit mache, Betten richten und Bedienen, als würde mein Herz vertrocknen, wenn der Balsam von dir es nicht ölte. Das ist Liebe, Jim, sie ist beständig, quälend und wahr, und heute Abend, mein liebster Schatz, werde ich Dich sehen, dann werden wir uns an der Hand halten und uns freuen, dass wir einander unter allen Leuten in Irland gefunden haben. Ich segne den Tag, an dem Du mich zum ersten Mal auf der Nassau Street angesprochen hast mit Deinem ernstesten Gesicht und der Matrosenmütze und Deinen dreckigen Schuhen, und ich danke Unserer Lieben Frau, dass ich sogleich an Deiner höflichen Art erkannt habe, dass Du ein guter Mann bist. Und ich segne den Tag, an dem wir erstmals spazieren gingen – der sechzehnte Juni ist in meiner Seele eingätzt. Ich bin einsam ohne Dich, Jim, auf immer die Deine,

Nora

Hastig schlüpfte ich in meine Uniform und renne wie der Blitz, um noch die Post zu kriegen, denn Jim soll meine Worte noch am Vormittag lesen; ich hoffe, sie gefallen ihm. Er hat recht, dass ich mir Sachen notieren soll, dadurch fühle ich mich ihm wirklich näher, es bringt ihn mir. Die Briefe sind mir Herzensbalsam.

MUND

Dublin

August 1904

Jim hat eine wunderbare Art zu reden. Es sind nicht nur die hübschen Wörter, die er kennt, ein ganzes Wörterbuch davon hat er im Kopf, es ist seine Stimme. Sie geht hoch und runter, hält sich aber auch ruhig und beherrscht. Jim klingt wie einer auf der Bühne, der eine Rede hält. Er könnte alles Mögliche sagen und käme trotzdem rüber, als hätte er den Text geprobt und trüge ihn nun vor. Jeder Satz, der ihm aus dem Mund fällt, tut es zur rechten Zeit und auf genau die rechte Art. Ich seh das als ein Geschenk Gottes. Und weil seine Stimme so schön ist wie die eines Redners – eines Thomas Kettle oder Charles Stewart Parnell –, muss man ihm einfach alles glauben, was er sagt.

Die Mädchen, mit denen ich im Finn's arbeite, nennen Jim »nobel«, und sie können's nicht glauben, dass er mit mir zusammen ist.

»Man sollte doch meinen, dass einer wie der sich mit einer von seinesgleichen zusammentut«, sagte Molly Gallagher mal zu mir.

»Aber bin ich denn nicht für jeden gut genug, Molly?«, sagte ich darauf getroffen.

»Na sicher, Nora«, hat sie gesagt und sich bei mir eingehakt, aber der Zweifel war ihr ins Gesicht geschrieben.

Tatsächlich finde auch ich es kaum zu glauben, dass Jim mich den gebildeten Damen vorgezogen hat, die er kennt, diesen Sheehy-Frauen und den ganzen anderen. Die haben wie er so etwas Vornehmes an sich und klingen so schön, wie Wesen aus einer anderen Welt. Verglichen mit denen allen klingt meine Stimme wie die einer Gans, laut und schnell sprudelt es aus

mir raus. Aber Jim sagt zu mir, ich klinge »melodiös«, und er sehne sich danach, mich reden zu hören.

»Sprich mit deiner westlichen Zunge zu mir, liebste Nora«, sagt er, wenn wir auf dem Howth Hill liegen und den kühlen Abendwind über uns streichen lassen. Ich bin so gern mit ihm am Meer, wo wir in der Salzlucht baden.

»Was soll ich denn sagen, Jim?«

»Erzähl mir«, sagt er leise, »die Sirenengesänge deiner Seele. Lass mich die Melodien deines Geistes hören, mein kleiner Galway-Schlingel.«

Ja, so redet er. Wäre er ein anderer, würden sich seine Worte blöd anhören, aber Jim kann wie ein Dichter oder Politiker klingen, beides zugleich. Er hat die ideale Stimme für sich, so wie er ist, und das muss man an ihm bewundern und lieben. Und ja, ich liebe ihn, wirklich. Das weiß ich schon, denn wenn ich nicht mit Jim zusammen bin, ist es, als hätte ich mich mit seinem flüsternden Geist umhüllt. Ist er fort, dann ist es, als wäre mir ein Teil meines Körpers genommen. Nie verlässt er mich, Kopf wie Herz. Und ist das nicht die herrlichste von Gottes Gaben?

Heute aber schilt er mich.

»Was war das denn für ein Brief, Nora?«

»Wie meinst du das, Jim?« Ich rolle mich auf die Seite, um ihn anzusehen.

Er streichelt mir mit den Fingern die Haare. »Das hat überhaupt nicht wie du geklungen.«

Ich senke den Blick und wölbe die Unterlippe vor. »Ich weiß doch gar nicht, wie ich schreiben soll.«

Er drückt mir das Kinn hoch. »O doch. Schreib, wie du sprichst, *gooseen*. Mag ich dich nicht deswegen so sehr? Deine hinreißende Galway-Stimme und deine lustigen Geschichtchen.«

»Ich will's versuchen, Jim«, sage ich, obwohl ich keinen Schimmer habe, wie ich tun soll, was er will.

LIED

Dublin

24. August 1904

Ich habe heute Abend frei, und Jims Freund Vincent Cosgrave kommt zu Finn's Hotel, um mich zu den Konzertsälen in der Brunswick Street zu begleiten. Dort wird Jim heute Abend singen, und ich platze fast, so stolz bin ich auf ihn.

»Ich werde vor Dir dort sein, meine kleine Schmolllnora«, hat Jim gestern Abend geschrieben, »grässliche Auftrittspanik verbietet mir, Dich zu sehen, bevor ich singe.«

Vor dem Finn's bietet mir Cosgrave den Arm an, ich zögere, nahm ihn dann aber. Er zockelt wie einer, der hinter einer Leichenkutsche herläuft, also ziehe ich nach einer Minute die Hand zurück und erhöhe das Tempo.

»Wohin denn so schnell, Miss Barnacle?«, sagt er. »Sie sind ja wie dieser Hengst Throwaway, wie Sie so vor mir davonsausen.«

Ich lache. »Dieses Pferd, Mr Cosgrave, ist wohl das einzige, das ich kenne.«

Er lächelt. »Wie das?« Ich schüttle den Kopf. »Na, kommen Sie«, sagt er, »erzählen Sie's mir.«

»Also gut, ich erzähle Ihnen, wie ich zum ersten Mal von Throwaway gehört habe.« Ich gehe langsamer, bis Cosgrave zu mir aufgeschlossen hat, dann erzähle ich ihm von dem Mann im Hotel mit dem Rasiermesser und seiner Verzweiflung, dass ebendieses Pferd in Ascot gewonnen hat. Cosgrave lacht, und ich lache auch, obwohl die Sache so erschreckend war. »Throwaway!«, schreie ich genau wie der Mann.

»Und haben Sie Jim erzählt, dass dieser Bursche in dem Zimmer im Finn's nichts als ein Unterhemd anhatte, Miss Barnacle?«, fragt Cosgrave und langt nach meinem Arm; um seinen Mund ist ein böser Zug, eine Art Grien. Ich trete einen Schritt von

ihm weg. »Ach, das haben Sie dem lieben Jim nicht offenbart? Schlimme Nora.« Er droht mir mit dem Finger vor der Nase, packt dann meine Hand und versucht, sie zu küssen. Ich reiße sie weg.

»Mr Cosgrave! Jim Joyce wäre über diese Possen nicht erfreut, wo er Sie doch gebeten hat, mich zu begleiten.«

»Jim Joyce, Jim Joyce«, spottet er. »Dieser Jim Joyce steht mir bis zum Hals. Und Sie, Nora Barnacle, kennen ihn sehr wenig. Der Bursche mag Ihnen sagen, dass er Sie verehrt, aber das ist nicht von Dauer. Glauben Sie's mir. Zum einen ist Joyce verrückt – wer wäre das nicht, der bei diesem Vater wohnen muss? Mr John Stanislaus Joyce, dieser enttäuschte, versoffene Wichtigtuere.«

»So spricht man nicht von Mr Joyce. Sie wissen nur wenig davon.« Aber es trifft mich, dass Jim mir kaum von seinem Familienleben erzählt und nur manchmal bitterlich über seinen Vater seufzt und über das Elend mit seinen Schwestern und Brüdern, die ebenfalls noch zu Hause wohnen.

Cosgrave kommt mit dem Kopf nahe an mich ran. »Und Ihr Jim, das sollten Sie wissen, ist auch ein Mann mit besonderen Trieben, und er sucht sehr gern die besonderen Häuser in der Tyrone Street auf.«

Mir missfällt seine bissige Art, und ich spüre, wie mir die Haut unterm Kleid heiß wird; ich kenne den Mann gar nicht und lasse mich nur von ihm begleiten, weil er mit Jim gut befreundet ist. »Ich finde, für einen Tag haben Sie genug gesagt, Mr Cosgrave.«

»Na, Miss Barnacle, nicht ganz – das Größte ist, dass Joyce ein echter Irrer ist. Total verrückt.« Er tippt sich an die Stirn und richtet den Finger dann auf mich. »Denken Sie dran, dass ich's Ihnen gesagt habe.«

Daraufhin läuft Cosgrave vor mir her. Ich folge ihm in den Konzertsaal, und er gibt keinen Piep mehr von sich, worüber ich sehr froh bin; es ist mir lieber, wenn ich mir sein bitteres Geschwafel nicht mehr anhören muss. Eine absolute Frechheit,